



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von Birkenried.

6] Roman von Carl Ed. Klopfer.

In der Thür, die vom Laboratorium auf diesen Gang führte, fand Hermann den Schlüssel im Schloße stecken, wie es auch früher stets der Fall gewesen war. So konnte er ungehindert weiterſchreiten, da bei ſeiner genauen Ortskenntniß auch die hier unten herrschende Dunkelheit kein Hinderniß für ihn bildete. Da am linken Ende des finsternen Querganges kam man an den Vorrathskeller, der mit dem daranstoßenden Holz- und Kohlenkeller unter der Herrſchaftsküche und den Gefindestuben gegen die Außenfront des Schloſſes zu lag. An der Hoſſeite dehnte ſich ein rieſiger, hallenartiger Raum hin, mit der eigentlichen Kellertreppe, die unter der von der Thoreinfahrt in's Stockwerk hinaufsteigenden Marmorfreitreppe in den Küchenflur hinaufführte und oben durch eine Gitterthür abgeſchloſſen war. An dieſe Kellerräume unter dem Haupttrakt des Schloſſes ſchloß ſich der maſſive Nordflügelbau mit der noch durch den erſten Stock gehenden Schloßkapelle im vorderen Theile, während der rückwärtige Theil nach dem Hofe zu die gewaltige Remiſe nebst der ehemaligen „Küſt- und Sattelkammer“ und im erſten Stockwerk die Bibliothek enthielt.

An dieſen gewiſſermaßen ein ſelbſtſtändiges Gebäude darſtellenden Nordflügeltranſſept war noch ein kleiner ebenerdiges Anney ohne Untertellerung angebaut: die Sakriſtei, die ſich an die Kapelle anlehnte, und an die Remiſe ſtieß der Pferdeſtall. Zwiſchen Sakriſtei und Stall befand ſich ein ſchmaler Durchlaß, von dem eine Treppe in den Keller führte. Die unterſte Stufe dieſer kleinen, ſeit undenklichen Zeiten unbenützten Kellertreppe ging auf ein quadratiſches Plätzchen, das auf der einen Seite eine kleine Thür, in den unter der Kapelle gelegenen Weinkeller führend, aufwies. Das Kellergewölbe unter der Remiſe dagegen war nur von der großen Haupthalle des Untergeschoſſes her zugänglich. Dort, wo die Mittelmauer des eigentlichen Schloßgebäudes an den Tranſſeptbau ſtieß, war ſie von einem kleinen kunſtvollen Kreuzgewölbe durchbrochen, das gegen die Faſſadenſeite hin den Zugang zu dem bereits erwähnten Holz- und Kohlenkeller ermöglichte, auf der gegenüberliegenden Seite die Verbindung mit der Treppenhalle herſtellte und — von da aus rechts genommen — einen offenen Durchlaß nach dem Treppenplätzchen zwiſchen Weinkeller und Gerätheſchuppen freiließ. Auf dieſe Art waren alſo ſämmtliche Kellerräume miteinander verbunden, ſo daß man vom Vorſaal der Verwaltungswohnung aus über die Wendeltreppe des Laboratoriums, durch den „finſteren Gang“, die „Kellerhalle“ und den Kreuzgewölbebogen zu der kleinen Seitentreppe gelangen konnte, die zwiſchen Sakriſtei und Pferdeſtall in's Freie führte.

Die alte Eiſenthür, die dieſen Treppendurchlaß nach außen hin abſchloß, war über und über verroſtet und ſicherlich ſeit vielen Generationen nicht mehr geöffnet worden. Die Kloben der Riegel waren mit den eingemauerten Haſpen zuſammen-

geroſtet und der Schlüssel dazu längſt abhanden gekommen. Wozu dieſe überflüſſige Hintertreppe überhaupt da war? Vielleicht hatte ſie einſt dazu gedient, Weinfäſſer unmittelbar vom Freien herab in den Lagerkeller unter der Kapelle zu bringen; die dahin führende Thür am Fuße der Treppe ließ wohl darauf ſchließen.

Hermann betrat jetzt den kleinen Kreuzgewölbebogen und ſtieg die ſchmale Treppe in der hohlen Tranſſeptzwiſchenmauer hinauf. Hier war es völlig dunkel, nur auf das quadratiſche Vorplätzchen am Fuße der Stiege fiel ein ſchwacher Dämmerſchein vom Hallengewölbe her. Ueber der verroſteten Eiſenthür am oberen Ende der Treppe war zwar ein Gitterfenſterchen angebracht, aber die Scheiben waren erblindet; auch verſperrte außen Geſtrüpp dem Lichte den Zutritt.

Hermann zählte zwanzig Stufen bis zu dem oberen Treppenplätzchen, das knapp Raum für ein halbes Duzend aneinander gedrängt ſtehender Menſchen geboten hätte; um ſo beträchtlicher war dafür die Höhe.

Hermann trat bis an die Eiſenthür vor, dort drehte er ſich um und zog jetzt erſt ſein Taſchenfeuerzeug hervor, um ein kleines Kerzchen darin anzuzünden. Dieſes Lichtchen genügte in dem engen Geſaße, um die Wände ziemlich grell zu beleuchten; ſie beſtanden auf drei Seiten aus Sandſteinquadern; nur die Wand, die Hermann vor ſich hatte und die ſenkrecht, bis zu einer Höhe von neun oder zehn Fuß über der achten Treppenstufe, von oben gezählt, herabreichte, trug ſo wie die Decke Kalkbewurf. Da der Zwiſchenraum von der Eiſenthür bis zu dieſer Wand der inneren Breite des Sakriſteianbaues entſprach, ſo war leicht zu berechnen, daß dieſe die Fortſetzung der Giebelmauer des Tranſſeptbaues war. Der Winkel, in welchem dieſe Wand und die horizontale Decke des äußeren Treppengehäuſes zuſammenſtießen, ließ in ſeiner ganzen Ausdehnung die untere Hälfte eines hölzernen Querbalkens ſehen, der zum Gebälk der Decke zu gehören ſchien. Ueber den Pferdeſtall, dieſes Treppenhäuſchen und die Sakriſtei, alſo über den ganzen Anney, zog ſich ja in Stockwerkshöhe ein Dachraum hin, der als Futterspeicher benutzt wurde. Dieſer Poſten war mit Kerbſchnitzerei verſehen, ſollte alſo wohl einigen Zierrath in das kahle Geſaß bringen. Einer ähnlichen Zimmermannsſaune ſchienen die beiden Holzleiſten entſprungen, die zu beiden Seiten herabließen, ſolchergeſtalt die Winkel verkleidend, welche dieſe Giebelmauer in der Berührung mit den Seitewänden des Treppengehäuſes bildete. Noch zweckloſer aber mußte eine quer über die Treppenbreite laufende Eiſenſtange erſcheinen, die unter der Giebelmauer [angebracht war, nämlich dort, wo dieſe bereits in die gewölbte Decke von der achten Treppenstufe an überging.

Hermann zählte an der Seitenwand zu ſeiner Linken eine Reihe der Quaderſteine in der Horizontallinie gegen die Eiſenthür zurück und an der feſtgehaltenen Stelle eine gewiſſe Zahl Steine ſenkrecht hinauf und ſtammte da die Hand kräftigem Druck an. Und ſiehe da! — der vermeintliche Quaderſtein an dieſer Stelle zeigte ſich als eine nur mäßig dicke Platte, eine Art Rachel, die ſich um eine unſichtbare ſenkrechte

Achse drehte, so daß in der Mauerverkleidung eine durch den Stein abgetheilte Höhlung frei wurde. Hermann griff hinein, erfaßte eine eiserne Kurbel — und im selben Augenblicke hob sich oben an der Decke der anscheinend nur zum Zierrath dienende Holzquerposten, bis er in der Decke verschwand. Gleichzeitig senkte sich die kalkbeworfene Wand, der Eisenthür gegenüber, die sich eben noch als die massige Fortsetzung der Transseptgiebelmauer dargestellt hatte, langsam hinab, unter dem dumpf rollenden Geräusch hemmender Zahnräder im Inneren der linken Seitenmauer. Die Eisenstange an der Unterseite der beweglichen Wand erwies sich als das Charnier, um welches sich das Ganze drehte, und die Holzleisten an den Ranten links und rechts als wohlweislich angebrachte Verkleidung der Fugen.

Diese Wand war nichts Anderes als — die Hinterseite einer kurzen Holzterrasse, die sich oben an eine steinerne anschloß und so zur Höhe des Stockwerkes im Hauptbau hinanführte. Die obere Kante der Wand, die im aufgezogenen Zustande fast die Decke des Treppenhäuschens berührte und jetzt langsam niedersank, bis sie sich auf der obersten Stufe der Kellertreppe festlegte, trug die unterste Staffel der jetzt erst völlig sichtbaren Geheimterrasse, unter der nun die Kellertreppe wie unter einem Deckel verschwunden war. Die Treppe lief in derselben Breite fort — zwischen der vordem im oberen Theile anscheinend ganz massiven Mittelmauer, nur jetzt aufwärts, statt abwärts. Die zehnte dieser aufsteigenden Stufen war diejenige, wo das Charnier eingriff, und bestand zur einen Hälfte aus Holz, zur anderen schon aus Stein wie die übrigen Stufen, die weiter hinanführten, bis sie sich im Dunkel verloren. Man konnte in der Höhe von ungefähr zwanzig Stufen einen zweiten eisernen Wirbel an der linksseitigen Mauer wahrnehmen, der offenbar dazu diente, die Treppe von oben wieder zu schließen. Derjenige, der also da hinaufstieg, konnte das hölzerne Verbindungsstück der Stiege hinter sich wieder emporheben, wie eine Zugbrücke, und Niemand, der jetzt vom Keller her zur Eisenthür heraufkam, konnte ahnen, daß hier ein Ausgang bestand, denn die drehbare Kachel unten klappte von selbst in ihre alte Lage zurück, sobald sich die unterste Holztreppenstufe im Niedergleiten auf die oberste der Kellertreppe stützte.

Hermann setzte keinen Fuß auf die enthüllte Treppe. Es schien ihm nur darum zu thun gewesen zu sein, sich davon zu überzeugen, ob der alte Mechanismus noch funktionirte. Er hatte kein Interesse daran, jetzt den ihm wohl bekannten Weg da hinauf zu verfolgen. Sein Lichtstumpfen war überdies schon nahe am Verlöschen, und so zögerte er nicht, alsbald die bewegliche Steinplatte zu seiner Linken aufs Neue zu öffnen, um das verbindende Holztreppenstück in seine alte Stellung — als Hinterwand des Kellertreppenvorgehäuses — zurückzusetzen. Alles klappte vorzüglich, und eine Minute später war der geheime Treppenaufgang verschwunden wie ein Spuk.

Hermann nickte befriedigt und trat, ein Liedchen vor sich hinpfeifend, den Rückweg durch die Kellerräume an. Er war als Knabe nicht wenig stolz darauf gewesen, daß er die Geheimterrasse entdeckt hatte — nicht durch Zufall, nein, wie ein richtiger Columbus, nach monatelangem Suchen und Forschen. Der alte Balthasar hatte den dreizehnjährigen Verwalterssohn, ohne es zu wissen, durch seine Geschichten zum Entdecker jener verborgenen Treppe gemacht, deren Geheimniß der Erbauer, der finstere Hasso v. Ebersperg, wahrscheinlich mit in sein Grab im Breslauer Augustinerkloster genommen hatte.

Das liebste Thema des schwaghaften Greises war die Geschichte der schönen Ulrike von Ebersperg. Balthasar versicherte, der eifersüchtige Hasso habe sie Tag und Nacht in ihrem Zimmer belauscht. Sie durfte ihre Gemächer im nördlichen

Trakt niemals verlassen; darum hatte er auch stockhoch in der einen Ecke der Kapelle das Erkerchen anbringen lassen, das Oratorium, das sie unmittelbar von ihrem Schlafzimmer aus betreten konnte. Und keine Minute — bei Tag oder bei Nacht — war sie sicher, daß der Balthasar nicht vor ihr auftauchte wie ihr böses Gewissen. Und so habe er sie endlich auch ertappt, wie sie einen Brief geschrieben, aus welchem der Mann den scheußlichsten Verrath gewittert. Da habe er sie mit eigener Hand erbrockelt. Später sei es ihm allerdings klar geworden, daß Alles nur schmähliche Täuschung gewesen — und da wäre er Klosterbruder geworden.

Hermann dachte schon damals mit schärferer Logik, als seine Umgebung. Die Anderen machten sich weiter keine Gedanken darüber, ob und wie es dem Herrn Hasso möglich gewesen sei, seine junge Gemahlin in ihren Gemächern da oben zu belauern, während er seine Wohnung doch in einem sehr weit davon entfernten Theil des Erdgeschosses hatte. Hermann aber grübelte ernstlich darüber; er entwarf sich einen ziemlich genauen Plan des Schlosses und fand eines Tages in der That heraus, daß die Mitteltragmauer im „Kapellenbau“, zwischen Kapelle und Hintertrakt, von der Kellersohle bis zum Dachraum hinauf die gleiche Stärke besaß. Unten befand sich die kleine Hintertreppe mit der Eisenthür zwischen Sakristei und Stall in diese Seite eingesprengt, da war ihre Dicke also erklärlich. Was hätte es aber für einen Zweck gehabt, sie oberhalb dieser Kellertreppe massiv aufzuführen, in unverminderter Stärke? Da setzte sein durchdringender Verstand den Hebel an, und bald hatte er es heraus, daß eine aufwärts führende Treppe in dieser Mauer ganz wohl Platz finden konnte und genau bis zu dem anscheinend nur vom ehemaligen Schlafkabinet Ulrikens aus zugänglichen Erkeroratorium in die Kapelle führen mußte. Von da an stand es bei Hermann fest: „Diese Aufstiegtreppe ist vorhanden — jetzt mußt Du sie nur zu finden wissen!“

Und er hatte sie gefunden.

Aber er hatte sich's auch sauren Schweiß kosten lassen, buchstäblich jeden Zoll vom Boden und von den Wänden des Treppenhäuschens zwischen der Sakristei und dem Pferde stall abgetastet und abgeklopft, bis er die bewegliche Steinplatte in der Mauerverkleidung entdeckt hatte, die damals übrigens, in den Staub der Jahrhunderte gebettet, nicht so leicht zu drehen war wie nachmals, als er den Mechanismus wieder in Gebrauch gesetzt. Und seine ganzen Forschungsarbeiten, die wahrlich einer besseren Sache würdig gewesen wären, hatten ja in aller Verborgenheit vollbracht werden müssen, denn niemals wollte er das entdeckte Geheimniß mit einem zweiten lebenden Menschen theilen. Er war kein Blaudecker wie der alte Balthasar, er war auch von anderer Art als die meisten seiner Schulkameraden, die so eine köstliche Entdeckung nicht laut genug hätten ausposaunen können; nein, für ihn lag der Hauptreiz der ganzen Sache in dem Bewußtsein, der Einzige zu sein, der von dem Geheimniß des alten Schlosses mehr wußte, als der Herr Graf selbst und der Vater und die übrigen Erwachsenen.

Er saß oft stundenlang auf den Stufen der verschlossenen Treppe und dachte sich in die verschiedensten Rollen hinein, die er sich aus Märchen und Romanen, zu denen er gelangen konnte, zurechtlegte. Bald war er ein Mitglied der heiligen Behme, das die Aufgabe hatte, hier eine verschworene Hochverräterbande zu beschleichen, bald war er selbst der Kapitalverbrecher, der hier vor den Verfolgungen der wider ihn ausgesandten Häfcher Zuflucht fand, bald schmachtete er als unschuldig Angeklagter im „Hungerturm“.

(Fortsetzung folgt.)

Radfahrer-Typen.

Etwas Humoristisches für alle Freunde des Zweirads.

Seit der Radsport sich zu einer menschlichen Allgemeingewohnheit entwickelt hat, lassen sich seine Anhänger in ganz bestimmte Kategorien einteilen. Heinrich Lee, der vortreffliche Humorist, verzeichnet deren eine ganze Reihe, die wir zum Vergnügen aller Leser, die dem frisch-fröhlichen Sport huldigen, hier mittheilen:

Der Kilometerfresser. Wer möchte ihm sein Mitleid versagen? Wenn der Frühling kommt, wenn links und rechts von der Chaussee sich seine Wunder aufthun, die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend sehn, wie es im Liebe heißt — der Kilometerfresser sieht es nicht. Denn er hat dazu keine Zeit. Nicht rechts, nicht links, nur geradeaus — heißt bei ihm die Devise. Wo will, wo muß er hin? Treiben finstere Mächte hinter ihm her, denen er vielleicht zu entrinnen sucht? Wie war es ihm nur möglich, in diesem Erdenleben auszukommen, als er sich noch in der alten vergangenen Zeit zur Fortbeförderung gewöhnlicher Pferdebahnen und Omnibusse bedienen mußte? Eine schreckliche Strafe in den englischen Gefängnissen besteht darin, daß der Häftling gezwungen wird, fortwährend durch Treten eine große Kurbel in Bewegung zu erhalten, was der Volksmund „Tretmühle“ nennt. Wird es dem englischen Häftling nicht ein Trost sein, zu erfahren, daß, was seinen Richtern als ein Strafmittel erscheint, für eine ganze Klasse von anderen Menschen als ein so großes Vergnügen gilt, daß sie ihre Feierstunden und ihren Sonntag damit ausfüllen? Auf einem antiquirten Gemälde in der Berliner Nationalgalerie von einem gewissen Henneberg ist ein über Klüfte und Reichen dahinjahrender Reiter zu sehen, der die Hand westwärts nach einem Ziel, ohne es aber jemals zu erreichen. Wenn die Museumsdirektion auf den Bulschlag ihrer Zeit lauscht, so wird sie in diesem Bilde die Gestalt des Reiters durch eine andere ersetzen lassen, durch diejenige des Kilometerfressers.

Der Jongleur. Furchtsamen Sportgenossen verursacht er, wo er auch auftaucht, eine Gänsehaut. Im mörderlichsten Straßengewühl, wo sich Droschken, Equipagen, Omnibusse, Pferdebahnen, Post-, Mörtel-, Möbel-, Koll- und Handwagen, Streifen, Reiter, Truppenzüge, Schutzmannen und Fußgänger zu unkenntlichen Massen ballen, gleitet er wie auf leichtem Haubermantel, ungefährdet, ein Wesen aus einer anderen Welt, hindurch. Nicht selten ist er Angestellter in einem Fahrradgeschäft, dann zieht er ein zweites Rad noch hinter sich her, ein drittes hat er über den Oberkörper gehängt und nur die beschränkte Zahl der menschlichen Gliedmaßen ist daran schuld, daß er nicht irgendwie noch ein viertes daran unterbringen kann. Stößt er bei einer Tour auf eine am Wege stehende Warnungstafel mit der Aufschrift: „Abhang! Absteigen!“, so ist er gerade der Mann, der sich verblüffen läßt. Die Füße von den Pedalen nehmend, gleitet er auf schiefer Bahn hinab, wobei er, wenn Zeugen anwesend sind, mehrere Male außerdem noch ausruft: „Wo ist denn der Abhang, wo ist er denn?“ Seine Lieblingepositur ist so bekannt, daß es banal ist, sie hier zu erwähnen. Sie besteht darin, die Hände an jeden anderen Ort, nur nicht an die Lenkstange zu legen. Um diese Positur nicht etwa als Bravourstück, sondern als eine sich ganz von selbst verstehende Bequemlichkeit erscheinen zu lassen, erweckt er den Eindruck, als hätte er mit seinen beiden Händen gerade eben etwas Wichtiges zu thun — er schnaubt sich rationell die Nase oder er rückt seine Kleider zurecht.

Der Offizielle. Kennlich schon in seiner äußeren Erscheinung ist der Offizielle daran, daß er Klubanzug und Klubmedaillen trägt und daß er nicht einzeln, sondern in Rudeln, eben in Gesellschaft seiner Klubgenossen, auftritt. Den Offiziellen nennen wir ihn, weil er sich im Grunde nur allein als den besugten Ausüßer und Vertreter des Radsports betrachtet, das heißt sich, seinen Klub und überhaupt die Klubs im Allgemeinen, während er alle anderen sich zufällig des Zweirads bedienenden Individuen, die außerhalb des Klubwesens stehen, nicht weiter ernst nimmt — es sind dies Dilettanten. Noch besser gesagt, es sind dies die Profanen, während er der Priester ist. So steht er ganz im Dienste des Kultus. Wie er seine Ausflüge nie allein, sondern immer mit den Kameraden macht, so ist für ihn auch niemals, was Touren, Wege und Ziele betrifft, eine persönliche Geschmacksregung, sondern ausschließlich der Klub-Beschluß maßgebend. Schillers Mahnung für Jeden, der selbst

kein Ganzes werden kann, als dienendes Glied an ein Ganzes sich anzuschließen, wird von ihnen in musterhafter Art befolgt.

Der Fanatiker. Man hat zwischen dem akuten und dem chronischen Fanatiker zu unterscheiden. Die akute Form beschränkt sich auf die ersten Wochen nach der Lehrzeit, ist die entschieden häufigere und wird bei Menschen ohne Unterschied beobachtet. Die chronische ergreift vorzugsweise Individuen, denen körperlicher Sport und Aufenthalt im Freien vorher etwas absolut Fremdes waren, wie z. B. Gelehrte, Privatdozenten, Redakteure, höhere Beamten, sodaß bei ihnen die Ansteckung einer geringeren Immunität begegnet und schließlich in Monomanie ausartet. Der Fanatiker vernachlässigt sein Geschäft und seinen Broderwerb. Ist er verheirathet, so spricht er mit dem Grenadier aus Frankreich: „Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind!“ Er läßt sie beide zu Hause und es entstehen Familientatastrophen. Erhebt er sich am Morgen aus dem Bett, so wüthet er sich sein Rad zur Hand, schon um die Strecke bis zum Waschtisch damit zurückzulegen. Unter seine noch nicht radeln den Freunde tritt er wie Samiel — dem Dämon, der ihn beherrscht, immer neue Seelen zu werben. Da ihm jeder Leser schon begegnet ist, so sind weitere Bemerkungen über ihn nicht nöthig.

Der Sportsman. Er stellt sich in einen bewußten und gelegentlich von ihm auch scharf betonten Gegensatz zum Tourenfahrer. Für ihn ist der Radsport das, was eben sein Name sagt — ein Sport. Leute, die das Rad zu Dingen, wie es Touren und Ausflüge sind, gemacht glauben, stehen für ihn außer Belang. Unter Sport versteht er, wenn daran noch ein Zweifel sein sollte, ausschließlich die Thätigkeit auf der Rennbahn, wo er Abonnent ist und seine ganze Mußezeit verbringt, während er die Freuden der Chaussee den Andern überläßt. Nur im Frühjahr vor Ostern, wenn die Rennfahrer sie noch zu ihrem ersten Training benutzen, gewinnt sie für ihn Exzellenzberechtigung. Der Mittelpunkt seines Denkens wird von einem einzigen Begriff beherrscht, dieser heißt Rekord. Auf der StraÙe ist er dadurch kennlich, daß, wie beim Rennfahrer, seine Pedale vorn für die Fußspitzen Haken haben, daß seine Nase, wenn er auf dem Rade sitzt, die Lenkstange berührt und daß er heftig den Kopf hin und her bewegt, wobei sein Vorbild aber nicht der Eisbär im Zoologischen Garten, sondern der in den Zeitungen noch immer so bezeichnete „Altmeister“ Behr ist. An einem Finger trägt er einen schlichten goldenen oder wenigstens vergoldeten Ring mit inwendig eingravirter Widmung und Datum, den Ehrenpreis aus einem Jugendrennen, oder einem Rennen in der Provinz. Denn jung ist er noch und demzufolge auch ganz Ehrgeiz. Sein großes Ideal ist Willy Trent, wie Gerhart Hauptmann das der jungen Dichter ist, und der Unterschied zwischen Beiden ist nicht groß, es kommt nur, mit Respekt zu sagen, auf die genügende Selbsteigenschaft an.

Der Mechaniker. Auf dem Rade sieht man ihn nur selten, um so häufiger an Chausseerande oder in einem Gartenlokal, wo er jedes Mal mit Reparaturen beschäftigt ist. Entweder läßt er aus einem Reifen die Luft aus, um nach einem mathematischen Defekt zu forschen, oder er nimmt etwas auseinander, besonders gern die Pedale. In diesem Zweige der Mechanik, dem Auseinandernehmen, fördert er Leistungen zu Tage, die denjenigen und zwar leider so zahlreichen Fahrern, welche den komplizirten Organismus eines Zweirads nie begreifen, geschweige gar ergründen würden, Staunen und Bewunderung abringen. Ein schöner menschlicher Zug bei ihm ist seine stete kollegiale Hilfsbereitschaft, auch gegen Sportgenossen, die ihm sonst ganz fremd sind. Unterstützt durch alle nur erdenklichen Werkzeuge, die er in seiner Satteltasche mit sich führt, nimmt er sich sofort jedes Schadens an. Halbe Stunden lang, im Schweiß seines Angesichts, seine eigenen Interessen opfernd, bemüht er sich so, an dem Rade des Kollegen zu forschen, zu drehen, zu schrauben, zu hämmern, nur seiner Leidenschaft ergebend, während der Besitzer des Rades, indem er thatenlos dabei steht, sich nur angelegen sein läßt, eine theilnehmende Miene zu zeigen oder, falls der Schauplatz ein Restaurationsgarten ist, sogar in guter Ruhe sein Glas Bier dazu trinkt. So ist der Mechaniker auch Samariter. Oft wird seine Güte gemißbraucht, denn es giebt Fahrer, die, weil es sie belästigt, grundfänglich keine Luftpumpe, keinen Schraubenschlüssel mitnehmen und sich damit beruhigen, daß gewiß schon jemand Anders, falls es noth thut, das für sie besorgen werde.

Der Gesundheitsfahrer. Seit das Rad, von wenigen Ausnahmen abgesehen, gegen alle Krankheiten verordnet wird, ist das Rad des Gesundheitsfahrers, um eine Lebensart mit

sollen Recht hier zu gebrauchen, in großen Schwung gekommen. Bleichsüchtige und Vollblütige, Magere und Korpulente u. s. w. — sie Alle wenden es auf den Rath des Arztes mit der gleichen Hoffnung an. Niemand könnte überrascht sein, wenn es auch noch als ein Heilmittel gegen Kahlköpfigkeit, die Masern und Alterschwäche empfohlen werden würde. Verrätherisch in seiner äußeren Erscheinung ist der Gesundheitsfahrer insofern, als er bedächtig und mit einem gewissen Rücksichtsdruck in seinem Gesicht fährt. Im Lokal genießt er Selters oder Milch und sieht dabei auf die Uhr, um festzustellen, wie viel Zeit er noch vor sich hat, um das ihm von seinem Arzte vorgeschriebene tägliche Quantum abzufahren, oder er hat, falls ihm der Arzt das Quantum in Entfernungen angegeben, am Rade einen Kilometerzähler. Sofort von der ersten Ausfahrt an spürt er eine merkwürdige Besserung. Ist er zufällig Kommerzienrath, so giebt er Sportsgenossen, die ihn vielleicht wie ihresgleichen ansehen möchten, ausdrücklich zu verstehen, daß er es eigentlich nicht nöthig hat, Rad zu fahren, weil er Pferde und Equipage besitzt. Eine Spezialität unter den Gesundheitsfahrern sind diejenigen Damen, denen bisher der Arzt, wenn er nicht leichtsinnig seiner Patientinnen sich entäußern wollte, für ihre Beschwerden ein bestimmtes angenehmes Bad verschreiben mußte.

Der Sonntagsfahrer. Wochentags ist er bis zehn Uhr Abends hinter der Ladhöhle zu sehen. Nur der Sonntag Nachmittag gehört ihm. Um so eifriger nimmt er sich vor, diese Frist energisch auszunützen. Strömt dann der Regen vom Himmel, kauft dann am Fenster des ruhigen Bürgers, als einziges menschliches Wesen auf der ganzen Straße, eine Gestalt auf dem Zweirad vorbei — es ist der Sonntagsfahrer. „Nach dem Koffhäuser!“ lautet seine heutige Parole, er hat sie beschworen. Seine Rastzeiten während der Fahrt bemißt er auf das allernothwendigste Minimum, denn auf dem Stuhle sitzen, das kann er am Wochentage haben. Erst wenn er Nachts um Zwei nach zwölfstündiger Fahrt und womöglich so, daß er seine Glieder nicht mehr fühlt, zurückkommt, dann erst ist ihm wohl und noch in den Traum begleitet ihn das beseligende Bewußtsein, wirklich auf dem Koffhäuser gewesen zu sein, wenn er von diesem geschichtlich berühmten Ort wegen knapp bemessener Zeit auch nur das zuerst stehende Haus, ein Restaurationslokal, sowie einige Bäume und Pressheine davor und das Denkmal, wie ein Deckelschoppen herüberwinkend, von Weitem in Augenschein hat nehmen können.

Man könnte wohl zum Schluß auch noch von einer letzten Spielart reden, wenn diese nicht im Aussterben begriffen wäre. Sie besteht in Sonderlingsnaturen, Menschen, die nur deshalb Rad fahren, um ihr schlechtes, aufrichtiges, unverfümmertes Vergnügen dabei zu haben.

Allerlei.

Spanischer Aberglaube. Seit längerer Zeit bemüht man sich, den merkwürdiger Weise als Unglücksstein betrachteten Opal wieder in Mode zu bringen. Eine große Anzahl vernünftiger Menschen hat auch bereits ihr Vorurtheil gegen den Stein bekämpft und trägt ihn trotz des warnenden Albrathens abergläubiger Freunde und Bekannten. Niemand aber würde jemals einen Spanier dazu bewegen können, einen Opalring an seinen Finger zu stecken. Einem solchen Ringe, der sich im Besitz der königlichen Familie befindet, glaubt nämlich die ganze Nation ihr Unglück in dem letzten Kriege verdanken zu müssen. Dieser Ring gehörte einst jener berühmten Schönheit, der Komtesse de Castiglione, zu deren Bewunderern auch König Alfons XII. von Spanien zählte. Die Komtesse erwartete mit Bestimmtheit, daß der König sie zu seiner Gemahlin machen würde; als dies jedoch nicht geschah, schwor sie ihm Rache und — sandte ihm eines Tages ihren wunderbar schönen Opalring. Der König zeigte ihn seiner Gattin Mercedes, die so entzückt von dem Kleinod war, daß sie bat, es behalten zu dürfen. Alfons schenkte ihr den Ring, ohne sich zu bedenken; von dem Tage an begann aber Mercedes zu kränkeln und nach wenigen Monaten starb sie. Der Ring, der ihr längst zu weit geworden, fiel von selbst von ihrer erkaltenden Hand; der König hob ihn ehrfurchtsvoll auf, drückte ihn an seine Lippen und schenkte ihn seiner Großmutter, der Königin Christina, die mehrere Monate später aus dem Leben schied. Nun wurde der ominöse Ring Alfons' Schwester, der Infantin Maria del Pilar, übergeben. Die ihn nur wenige Tage getragen hatte, als sie ganz plötzlich einer geheimnißvollen Krankheit zum Opfer fiel. Nach dieser Serie von Unglücksfällen entschloß sich der König, den Ring selbst zu behalten; er steckte ihn an den Finger und — war innerhalb 24 Stunden eine Leiche. Königin Christina, die nicht im geringsten abergläubig ist, nahm den Ring nach dem Tode ihres

Gatten an sich, doch wurde sie von den anderen Familienmitgliedern bestürmt, das unheimliche Schmuckstück zu vernichten. Dies geschah nun zwar nicht, aber Christina hängte den Ring, anstatt ihn zu tragen, um den Hals des Schutzpatrons, an welcher geheiligten Stelle er sich noch heute befindet. Das spanische Volk aber ist ganz fest davon überzeugt, daß sein Herrscherhaus die vielen Heimjuchungen, von denen es besessen wurde, nur dem fluchbeladenen Ringe zuschreiben hätte, und daß dieser auch allein schuld an dem unglücklichen Ausgange des Krieges mit den Vereinigten Staaten von Amerika sei. Der Spanier dürfte also nicht eher beruhigt sein, als bis der Unglücksring thatächlich zu erhitzen aufgehört haben wird.

Das erste Bismarck-Gebicht. Im Jahre 1849, also zu einer Zeit, als Otto v. Bismarck noch im Anfange seiner politischen Laufbahn stand und viel verkannt wurde, sang „Eine Preußin“ bereits das erste Lied zu seinem Ruhme. Das betreffende Gebicht war dem damaligen Abgeordneten Bismarck gewidmet; es lautet:

„Hui, Bismarck, wie klingt Deine Rede so gut!
Hui, Bismarck, wie stammst Du in Löwenmuth!
Das Schwert Deiner Rede, es blizet so frei,
Und der Sinn Deiner Rede ist ewige Treu!

Hurrah für den Bismarck! Wem's Herze noch schlägt,
Wer's noch an der rechten Stelle trägt,
Der juble mit mir in die Welt hinein,
Daß noch solche Männer in Preußen sein.

Ja, wärst Du Feldmarschall, Du sögst noch im Saue
Und jagtest den Feind uns zum Lande hinaus.
O Gott! schaff' uns Männer von dieser Art,
Nur hundert, nur hundert auf unserer Wart!“

Im gleichen Jahre, als „eine Preußin“ den jungen Bismarck so verherrlichte, sandte bekanntlich der vortreffliche schwebische Dichter F. B. Fischer aus gepreßtem Herzen den Ruf hinaus: „Nur einen Mann aus Millionen“, einen Ruf, der bei Unzähligen in ihrem Innern ein Echo fand:

„Tritt aus der Führer wildem Banne
Kein so antiker ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Anseh'n und Erbarmen
Zu Hauf uns treibt im Schlachtenstreich,
Und dann mit unbengiamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weis?“

Nur Einer aus den Millionen,
Soweit die deutsche Langmuth haust,
Zum Heil den Völkern und den Thronen,
Nur eine eivern harte Faust,
Die wie ein Blitz durch alle Grade
Empor sich zum Diktator schwingt
Und die Rebellen ohne Gnade
In's starre Joch der Einheit zwingt!“

Die Verbreitung der Ziehharmonika in Frankreich. Aus Paris schreibt man: In Paris hört man selten den Klang einer Ziehharmonika. Umso mehr überrascht die Mittheilung der Zollbehörden, daß im Jahre 1896 nicht weniger als 69 114 dieser melodischen Instrumente nach Frankreich eingeführt worden sind, die einen Werth von 606 400 Francs darstellen. Derselben kommen hauptsächlich aus Deutschland, eine Minderzahl wird aus Italien importirt. Einige französische Zeitungen thun uns freilich zu viel Ehre an, wenn sie Deutschland als Vaterland der Ziehharmonika bezeichnen. Das Akkordion wurde bekanntlich im Jahre 1829 von Damian in Wien erfunden. Wer hätte gedacht, daß dasselbe so viele Liebhaber in Frankreich finden würde? Denn wenn in einem Jahre über 60 000 Stück eingeführt werden, muß doch die Zahl der Amateure eine sehr beträchtliche sein. Im Innern von Paris klingen, wie gesagt, die Laute der Ziehharmonika nur höchst selten ans Ohr. Es ist also anzunehmen, daß die Harmonika-Musikanten in den Arbeiter-Vorstädten und in der Provinz wohnen. Ein Pariser Blatt richtet einen Appell an die französische Industrie, sich diese musikalische Invasion nicht länger gefallen zu lassen und fortan die Ziehharmonika selber herzustellen.

Vom Büchertisch.

— **Leipziger Monatschrift für Textil-Industrie.** Das neueste Heft (No. 7 des 12. Jahrganges) dieser von Theodor Martin in Leipzig herausgegebenen Fachzeitschrift bietet wiederum vielfache Belehrung und Anregung auf den Gebieten der Spinnerei, Weberei, Färberei und Appretur, sowie der Nebenzweige der Textil-Industrie. Von besonderem Werthe dürften für die Fachwelt eine Studie des bekannten Spinnerei-Fachmanns Alfons Gieser über die Erzeugungssollen der einzelnen Nummern baumwollener Garne, sowie eine Abhandlung über Versuche zur Konstruktion eines elektromagnetischen Webstuhls und endlich die der Färberei gewidmeten Artikel sein, während der volkswirtschaftliche Theil mit wertvollen Beiträgen von Professor Max Diezmann über den deutschen Außenhandel in Textilwaaren auch weitere Kreise interessieren würde.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.